Bezugs-Preis
bei der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 550. **Sonnabend** den 28. October 1899. **93. Jahrgang.**

Die Nationalliberalen und die „Zuchthausvorlage".

Ω Von einer Krisis in der nationalliberalen Partei unterhalten jetzt gegnerische Blätter ihre Leser Tag für Tag, und am gesprächigsten zeigen sich Organe der preußischen conservativen Partei, diese vielleicht, um die eigenen häuslichen Sorgen zu übertäuben. Wir geben auf das Geschwätz gar nichts; Meinungsverschiedenheiten giebt es jederzeit in jeder Partei, von der „Freisinnige Volkspartei" genannten orientalischen Despotie natürlich abgesehen, und in der Geschichte gerade der nationalliberalen Partei, die in Deutschland die älteste ist, läßt sich bei genauem Zusehen auch nicht ein einziges Vierteljahr entdecken, das nicht Zeuge von der Vertretung gegensätzlicher Ansichten gewesen wäre. Dies liegt im Wesen der Mittelpartei, und wenn in der anderen Mittelpartei, bei den Freiconservativen, seit einigen Jahren Reibungen nicht beobachtet wurden, so hat dies darin seinen Grund, daß Frhr. v. Stumm den ursprünglichen Charakter dieses politischen Gebildes gründlich zu modificiren verstanden hat und es dem von Herrn Eugen Richter bewegten Mechanismus täglich ähnlicher macht. Dieser Herr ist eine im politischen Drill aufgehende Unteroffiziernatur, wie sie sich in der Armee ja nicht mehr findet, sondern nur noch in den „Fliegenden Blättern". Nur hier treten noch Casernenhofmänner auf, die durch einen gelockerten Knopf die Schlagfertigkeit des Heeres gefährdet sehen, nur in der „Post" des Herrn v. Stumm konnte gedruckt werden, was wir heute dort lesen, nämlich: in der nationalliberalen Partei stießen bei dem Streit über den Bundesrathsentwurf, betr. den Schutz des Arbeitsverhältnisses, „geradezu zwei verschiedene Weltanschauungen aufeinander".

Gegen diesen Unsinn müßten auch die Deutschconservativen protestiren, die über die Gesetzesvorlage so wenig einig sind wie — das Stumm'sche Fähnlein ausgenommen — irgend eine Partei rechts vom Freisinn. Ist aber die „Kreuzztg." auch nicht so „philosophisch" wie die „Post", so übertreibt sie doch die praktische Tragweite der unter den Nationalliberalen bestehenden Meinungsverschiedenheit nicht minder als das freiconservative Blatt. Wenn die Gegner aufmerksam wären, so würde ihnen nicht entgangen sein, daß die von einem nationalliberalen Organ — ohne jegliche Autorisation, wie wir nicht bezweifeln — geforderte und angekündigte Verdammung des Abg. Bassermann durch den Ausschuß der nationalliberalen Partei des Königreichs Sachsen ausgeblieben ist und daß sich überhaupt bis heute noch kein einziger nationalliberaler Mann, geschweige denn eine nationalliberale Organisation auf den Boden des Arbeitsschutzgesetzes der Regierung gestellt hat. Diese negative Thatsache reicht aus, um den Bestand der nationalliberalen Partei völlig ungefährdet erscheinen zu lassen. Man ist in der Partei einig, etwas nicht zu wollen, nämlich die Regierungsvorlage; hinsichtlich dessen, was angestrebt werden soll und erreichbar scheint, herrschen allerdings Meinungsverschiedenheiten, die aber nicht tiefer gehen, als jene von 1891, wo die Berlepsch'schen Vorschläge zum § 153 der Gewerbeordnung die Nationalliberalen gleichfalls nicht einmüthig fanden, ohne daß diese Differenz für die Eintracht der Partei irgend welche nachtheiligen Folgen gehabt hätte.

Jetzt ist, wie nicht zu bestreiten, der Anschein etwas kritischer. Das liegt aber ausschließlich an der Inszenirung der Arbeitsschutzcampagne, die zu einer Haupt- und Staatsaction emporgeschraubt werden sollte, was aber nicht gelungen ist und auch, soweit wenigstens die nationalliberale Partei in Betracht kommt, nicht gelingen wird. Ueber Herrn Bassermann's Hockenheimer Rede war bekanntlich falsch berichtet worden. Er hat nicht die gesammte Großindustrie der Heuchelei, der Verfolgung eigensüchtiger Zwecke beschuldigt. Daß er die Gruppe von Industriellen sammt ihren viel bösartigeren Handlangern, die er gemeint, mit Recht scharf beurtheilt, wird jeder Unbefangene zugeben, der von den niedrigen Angriffen erfährt, denen der süddeutsche Parlamentarier nach wie vor ausgesetzt ist. Ein Berliner Blatt hat dieser Tage einen, wie es sagt, ihm aus Baden zugegangenen Artikel veröffentlicht, in dem es, nach einem die letzten Ziele der Veröffentlichung offenbarenden boshaften Seitenhieb auf den badischen nationalliberalen Führer Fieser, von dem — in dem überwiegend ländlichen Wahlkreise Jena gewählten — Abgeordneten Bassermann u. A. heißt:

„. . . Es sind auch nirgends Aussichten für ihn, denn Herr Bassermann ist mit seinen industriellen Mätzen durchaus ein Candidat des städtischen Publikums. Soweit die Städte seiner Partei sicher sind, ruhen die Mandate in festen Händen und von unsicheren Bezirken bietet denn doch immer noch die Vaterstadt die besten Aussichten. Diese Zwangslage, mit den gegebenen Verhältnissen sich einzurichten, erklärt seinen entschiedenen, manchmal sogar feinen Opportunismus. . . . Der Bassermann'sche Standpunct ist lediglich das Ergebniß eines rechnerischen Manövers. Er hofft mit seiner entschiedenen Stellungnahme gegen die „Zuchthausvorlage" das kleinbürgerliche, der Socialdemokratie noch nicht verfallene Element zu gewinnen. Mit anderen Worten, die Demokratie ziemlich stark auftritt, läßt eine demokratische Apperetur vortheilhaft erscheinen und im Uebrigen ist Herr Bassermann ein glänzender Redner."

Weiterhin ist von „dem Einfluß des Geldes von Herrn Bassermann und seiner reichen Verwandtschaft" die Rede. Das Blatt, aus dem sich diese Schmutzwellen ergießen, sind die „Berliner Neuesten Nachrichten", ein Herrn Krupp nahestehendes Organ, dem von den Flottenfeinden unterstellt wird, es trete für eine Flottenverstärkung ein, weil der „Panzerplattenfabrikant" aus Essen Einfluß auf seine politische Haltung habe. Herr Geheimrath Krupp wird kaum finden können, daß diese Verleumdung elender sei, als die in jenem Blatte durch die Unterstellung selbstsüchtiger Beweggründe wider Herrn Bassermann zurechtgerichtete. Um den Schutz der Arbeitswilligen handelt es sich bei diesem Treiben ohne Zweifel nicht. Die „Berliner Neuesten Nachrichten" wissen ganz genau, daß in der nächsten Tagung auf diesem Gebiete nichts zu Stande kommt und daß, wenn etwas zuwege zu bringen wäre, solche Anwürfe gegen einen der Führer einer geachteten Partei dem Werke nur hinderlich sein würden. Der Zweck der Bassermannhetze ist ein parteipolitischer. Man möchte in Rheinland und Westfalen eine Anzahl einflußreicher Männer aus dem Kreise der Industrie von der nationalliberalen zur freiconservativen Partei herüberziehen. An sich ein berechtigtes Streben eines freiconservativen Blattes. Aber so sicher sie sich bewußt sind, durch die Beleidigung nationalliberaler Männer die Sache des Arbeiterschutzes nicht zu fördern, so fest müssen die „Berliner Neuesten Nachrichten" auch überzeugt sein, daß sie durch die Entzweiung der Nationalliberalen des Westens die Sache der Socialdemokratie, gelegentlich wohl auch die des Centrums fördern. Es können nationalliberale Mandate durch das Hinübertreten nationalliberaler Notablen auf die Stumm'sche Seite verloren gehen, freiconservative können dadurch aber nicht gewonnen werden; um Herrn v. Stumm Gefolgschaft zu leisten, dazu ist die breite Schicht des westlichen Bürgerthums zu unabhängigen Sinnes. Vergl. Saarbrücken und, was den Süden, Bayern, anlangt, die Rede, die der nationalliberale Abgeordnete Casselmann am Dienstag in der Münchner Kammer gehalten hat. Der zweifellos im Sinne der meisten seiner bayerischen Parteifreunde sprechende Redner vertheidigte zwar die Regierungsvorlage gegen die zu weit gehenden Vorwürfe der Socialdemokratie, bestritt, daß sie das Coalitionsrecht der Arbeiter vollständig unterdrücken würde, und verurtheilte auf das Schärfste den Versuch der „Genossen", aus dem Rechte der Coalitionsfreiheit das Recht des Coalitionszwanges herzuleiten, fuhr dann aber fort:

„Wenn ich auch die Uebertreibungen zurückweise, so kann ich doch im Namen des größten Theiles meiner persönlichen Freunde sagen, daß diese Vorlage einmal nicht nöthig war, ja daß die Einbringung derselben meiner Auffassung nach ein großer politischer Fehler war. Ich stehe genau auf dem Standpuncte, den der Abg. Bassermann in der Sitzung vom 19. Juni 1899 dargelegt hat. Ich kann mich nur dem Bedauern anschließen, daß infolge der Auffassung, die Herr Bassermann verschiedentlich geäußert hat, nun in der nationalliberalen Parteipresse ein solcher Feldzug unternommen wird, der sogar in dem Wunsche gipfelt, daß Bassermann nicht mehr ein Führer der Partei sein könne. Gleichwohl glaube ich, daß die Herren beruhigt sein können. In jeder Partei giebt es einen häuslichen Unfrieden, man spricht sich aus, — das wissen ja die Herren da drüben (die Socialisten) am besten (Lachen) — man versteht sich wieder und der Friede ist wieder hergestellt. Wir würden es lebhaft bedauern, wenn die Sache mit dem Abgeordneten Bassermann eine andere Wendung nehmen könnte. Wenn ich auch die Verpflichtung des Staates zum Schutze der Arbeitswilligen anerkenne, so kann doch durch die bestehenden Vorschriften dieser Schutz vollständig erreicht werden (vide § 153 der Gewerbeordnung und eine große Anzahl von Paragraphen des Strafgesetzbuches.) Eine Voraussetzung ist dabei immer gemacht, daß die Staatsorgane zu richtiger Zeit und am richtigen Platze ihre Schuldigkeit thun. Bassermann hat aber ganz richtig bemerkt, daß in einer Reihe von Fällen die Polizei bedenklich schlapp vorgegangen sei. Eine Verschärfung der Bestimmung durch Erhöhung der Strafe ist auch nicht nöthig. Die eigentlich Schuldigen bei solchen Streikausschreitungen werden oft doch nicht getroffen. Eine alte Erfahrung ist, daß Diejenigen, welche das Unglück angezettelt haben (die Agitatoren), den „besseren Theil der Tapferkeit", die Vorsicht, anwenden, und sich unsichtbar machen. (Sehr richtig!) Die Verführten kann man nach den bestehenden Bestimmungen gewiß hart genug bestrafen. Abg. Oertel hat darauf hingewiesen, daß heute schon das Streikpostenstehen strafbar sei. Er hat dabei wohl nur sagen wollen, es sei vorgekommen, daß Gerichte für solche Postenstehen die Strafe wegen groben Unfugs ausgesprochen haben. Der Staatssekretär Nieberding hat im Reichstag ausdrücklich betont, daß an und für sich das Streikpostenstehen, soweit es sich auf gütliches Zureden beschränkt, nicht strafbar sei. Mit der Bestrafung des Streikpostenstehens nimmt man den Arbeitern allerdings einen großen Theil der Coalitionsfreiheit. Darum ist der § 4 der Vorlage für uns nicht acceptabel. Ich theile die Befürchtung, die Abgeordneter Oertel über die Tragweite des § 8 ausgesprochen, nicht. So liegen die Dinge nicht, daß in jedem Streik Zuchthausstrafe ausgesprochen werden kann. Die ganze Denkschrift enthält eigentlich kein Beispiel, aus dem sich erkennen ließe, wie der Streik aussieht, der eine Gefahr für die Sicherheit des Reiches oder eine gemeine Gefahr für Leben und Eigenthum zur Folge haben könnte. Aus den Motiven kann man entnehmen, was gemeint ist. Diese lassen aber die Auslegung des Abg. Oertel nicht zu. Ich will mich nicht in eine Besprechung der Vorlage einlassen. Die Gesetzesvorlage ist sehr einseitig. (Sehr richtig!) Wenn man 1890 und 91 bereits eine Aenderung des § 153 herbeigeführt hätte im Rahmen der Coalitionsfreiheit, dann wäre der richtige Zeitpunct hierfür gewesen. Damals handelte es sich um werthvolle Gewährleistungen an die Arbeiter, damals hätte das Gesetz den Charakter der Einseitigkeit verloren. Mit der Vorlage hat man der Socialdemokratie ein scharfes Agitationsmittel in die Hand gegeben. Wir haben gehört, daß es sich um eine Neuauflage des Socialistengesetzes handelt. (Sehr richtig! bei den Socialdemokraten.) Das Socialistengesetz richtete sich gegen die Socialdemokratie. Von dem gegenwärtigen Gesetzentwurf aber haben Sie (die Socialdemokraten) selbst erklärt, daß er gegen die gesammte deutsche Arbeiterschaft gerichtet sei. Man braucht nicht das Mißtrauen der Socialdemokraten gegenüber den verbündeten Regierungen zu theilen, man kann doch auf den Verdacht kommen, daß es sich hier um ein Attentat auf die Coalitionsfreiheit handle. Man soll doch nicht auch den vielen Millionen Arbeitern, die nicht socialdemokratisch sind, vor den Kopf stoßen. Fernbleiben soll der Verdacht, daß man ihnen Rechte nehmen wolle, die man ihnen früher gegeben. In dem Augenblicke, wo die Herren Socialdemokraten sich über die wichtigsten Dinge in den Haaren liegen, hat ihnen die Regierung selbst das Einigungsmittel geliefert . . . Wenn es uns gelingen soll, die Arbeiter, die irregeleitet sind von den socialdemokratischen Irrlehren, zurückzuführen auf den Boden der Königstreue, der Religion und der Vaterlandsliebe, dann dürfen wir nicht mit solchen Gesetzen kommen, sondern dann müssen wir thätig weiterarbeiten am weiteren Ausbau der socialen Gesetzgebung. Der Arbeiter muß wissen, daß er nicht auf die socialdemokratische Parteien allein angewiesen ist, sondern, daß er von den bürgerlichen Partei kräftige Unterstützung zu hoffen hat." (Lebhaftes Bravo!)

In der That bleibt gegen den vorliegenden Entwurf und gegen den Versuch, im Anschluß an denselben etwas zu schaffen, als stärkstes Bedenken die falsche, eben alle nichtsocialdemokratischen Arbeiter ohne Ausnahme beherrschende und erst auf dem Boden einer neuen, nicht geschichtlich belasteten Vorlage zu beseitigende Vorstellung bestehen, daß die Coalitionsfreiheit der Hintanhaltung des Coalitionszwanges geopfert werden solle. Soll ein solcher neuer, der terroristischen Socialdemokratie Abtrag thuender und sie nicht fördernder Entwurf zu Stande kommen, so ist das nur möglich, wenn die Nationalliberalen gemeinsam nach der rechten Form suchen.

Feuilleton.

Memoiren der Gräfin Potocka.

II.

Die junge Gräfin Potocka müßte kein Weib gewesen sein, wenn es sie nicht von dem langweiligen Gute, aus dem zwar sehr lebenslustigen Warschau, von der Seite eines nicht gerade geliebten Mannes hinweg nach Paris gezogen hätte. Diese Sehnsucht wurde immer größer, und da es nun einmal zum guten Ton gehörte, in Paris gewesen zu sein, so fand ihr Verlangen weder bei ihrem Gatten, noch bei ihrer Mutter starken Widerspruch. Durch ihre Memoiren schlängelt sich eine Person, eine männliche, deren sie immer mit einer gewissen Aufmerksamkeit gedenkt und die sie in allen männlichen Tugenden schillern läßt. Sie sagt nicht gerade, daß dieser Herr v. F . . . t ihre Sehnsucht nach Paris vermehrt habe, aber ein wenig scheint er doch seine Rolle dabei gespielt zu haben. Nun, Gräfin Potocka soll keine Heilige gewesen sein, aber in ihrem Buche findet sich keine Spur, daß sie diesem Herrn v. F . . . t irgend welche Avancen gemacht habe, im Gegentheil, als sie ihn in Frankreich wieder fand, war sie ziemlich enttäuscht und scheint ihre Beziehungen zu ihm nicht erneuert zu haben. Es waren ja auch seit dem Anfange ihrer Bekanntschaft mit Herrn v. F . . . t vier Jahre verstrichen und er ziemlich brustleidend geworden. Das Klima Polens bekam den französischen Cavalieren nicht immer gut. Es war aber auch ein lustiges Leben, als die Schlacht bei Jena geschlagen war und Napoleon sich der von Preußen besetzten Hauptstadt Polens näherte. Jedermann glaubte die Wiederherstellung Polens gekommen, es herrschte eitel Freude und Lust. Diejenigen, die die Wiederherstellung Polens nicht von Napoleon erwarteten, erhofften sie von Alexander. Alexander that nichts, um diesen Glauben zu zerstören. Er war selbst einmal bei der Potocka und ihrem Gemahl zu Tisch; es war 1805 auf ihrem Schlosse Willanow. In seiner Begleitung befand sich Fürst Adam Czartoryski, der alte Edelmann, der seine ganze Hoffnung auf Alexander setzte und der sich sechs oder sieben Jahre später, von Napoleon als Generalfeldmarschall an die Spitze Polens berufen, gegen Alexander ausspielen ließ. Jedenfalls war ein Jahr später Alexander vergessen und unter seinem Namenszuge, den er in das goldene Buch von Willanow eintrug, steht unmittelbar der Napoleon's.

Wenn sich die Gräfin Potocka in den Adjutanten Murat's ein wenig verliebte, so mag übrigens nicht nur seine Gestalt und sein Geist, sondern auch seine Ritterlichkeit auf sie Eindruck gemacht haben. Nach berühmtem Muster, wie Napoleon mit der Gräfin Walewska, auf die man ihn schon vorher aufmerksam gemacht hatte und der infolgedessen seine Wünsche schon vor seiner Ankunft mitgetheilt wurden, wollte auch Murat die Liebe einer Polin gewinnen, und es sieht diesem Manne ganz ähnlich, daß er seiner Wirthin, der Gräfin Potocka, nahte. Nahte, ist eigentlich zu viel gesagt. Er schickte ihr durch seinen Kammerdiener einfach den Schlüssel zu seinen Gemächern. Der Empfang, den dieser Kammerdiener fand, war gerade nicht sehr freundlich. Herr v. F . . . t half dann über die Verlegenheit beider, des Prinzen Murat und der Gräfin, hinweg. So bekam aber die Gräfin bei Zeiten einen Vorgeschmack von den Sitten in Paris, und trotzdem litt es sie nicht in Warschau, im Jahre 1810 trat sie die Reise nach Frankreich an. Da passirte ihr denn auch so Mancherlei, das auf mehr Abenteuer schließen läßt, als wie sie vorgiebt gehabt zu haben.

In Paris stieg sie zuerst bei ihrer Tante Tyszkiewicz ab. Diese Tante Tyszkiewicz war keine Anbeterin Napoleon's, sie verkehrte viel im alten Faubourg Saint Germain und dort wurde viel medisirt. Auf die Kaiserin Louise war man aber doch schlecht zu sprechen. Man erzählte sich allerhand pikante Geschichten über sie und Napoleon. Der Letztere hat sie in den ersten zwei Tagen nach ihrer Ankunft sehr höflich, ganz als Kaiserin behandelt. Marie Louise aber hatte sich in unwürdig herablassender Weise ihm gegenüber benommen, so daß Napoleon's guter Wille bald verflogen war, und nach zwei Tagen nahm er ihr gegenüber die Gewohnheiten des großen Mannes an.

Wollte man in Paris bei Hofe vorgestellt sein, dann mußte man allen Königinnen und Prinzessinnen vorgestellt sein und seine Besuche überall machen.

Eine Jede hatte ihren besonders dazu bestimmten Tag. Man mußte also jeden Morgen von neuem Toilette machen, was viel Zeit in Anspruch nahm; die schönsten Stunden des Tages mußten dazu verwendet werden, Staatsroben an- und auszuziehen. Den Abend über ruhte man im Theater aus. In der Mittagszeit empfing der Kaiser und zwar in seinem Cabinet die Besucher.

Nachdem man die vorgeschriebenen drei Verbeugungen gemacht hatte, wurde der Name gerufen. Der Kaiser stehend, die eine Hand auf seinen Schreibtisch stützend, wartete, indem er die Eintretenden, falls es junge und hübsche Damen waren, mit freundlichem Blick begrüßte. Der Eintritt aber war nur das Präludium zu einem anderen schwierigen Act. Beim Hinausgehen waren nämlich die drei Verbeugungen im Rückwärtsschritt zu wiederholen, und das war nicht so leicht, denn der „Hofmantel" war außerordentlich lang und mußte mit einem Fuß zurückgeschnellt werden; in der Kunstfertigkeit, mit der dies bewerkstelligt wurde, lag ein Zeichen von Distinction.

Der Kaiser empfing mich, so erzählt die Gräfin in ihren Memoiren*), mit ganz besonderer Huld, wodurch mir der Zwang des Ceremoniells wesentlich erleichtert wurde. Er fragte nach all' meinen Verwandten und sprach besonders vom Fürsten Poniatowski.

Trotz der Aufmerksamkeit, die ich jedem seiner Worte schenkte, konnte ich es mir nicht versagen, einen Blick auf die prachtvolle Sibylle Guercino's, die über seinem Schreibtisch hing, zu richten, sie war aus dem Capitol entführt — dorthin sollte sie eines Tages zurückkehren.

Napoleon, dessen beobachtendem Blick so leicht nichts entging, hatte mich sofort errathen, er fragte lächelnd, ob ich eine Freundin der Malerei wäre, dann müßte ich die Bekanntschaft von Herrn Denon machen und mit diesem Herrn die Museen besuchen.

„Vor Allem aber", fügte er hinzu, „hoffe ich, daß Sie sich auf die Festlichkeiten vorbereiten, die jetzt ihren Anfang nehmen; ich hoffe, daß Sie bei keiner derselben fehlen werden."

Damit und mit einem Gruß zugleich war ich entlassen. Aus dem Cabinett des Kaisers verfügte ich mich in den Wartesaal zu den Gemächern der Kaiserin, in welchem viele Personen versammelt waren. Die hohe Dame trat gleich darauf, gefolgt von einem zahlreichen und glänzenden Hofstaate, ein. Der Geschmack ihrer Toilette drängte die äußeren Mängel ihrer Erscheinung doch nur wenig bei Seite. Kein wohlwollendes Lächeln, kein, wenn auch nur neugieriger Blick belebte das hölzerne Gesicht. Sie machte die Runde um den Saal wie eine jener durch Mechanismus bewegten Puppen, mit ihrer steifen dünnen Taille, ihren hellblauen starren Porzellanaugen.

Der Kaiser schritt neben ihr und souffilirte ihr, was sie den Leuten sagen sollte, die er besonders auszeichnen wollte. Als an mich die Reihe kam und eine Hofdame der Souveränin meinen Namen genannt hatte, konnte ich ganz deutlich hören, wie Napoleon ihr sagte: „sehr anmuthig", sie wiederholte die Worte mit trockener Stimme und einem höflichen Accent.

Es würde zu weit führen, noch mehr Einzelheiten aus dem Buche hier anzuführen, wir müssen dieserhalb darauf verweisen. Eines Vorfalls wollen wir aber noch gedenken, da er an das gräßliche Unglück, den Bazardbrand in Paris, vor einigen Jahren erinnert. Bei der Fürstin Borghese war ein großes Nachtfest. Der Kaiser und die Kaiserin waren anwesend. Man erging sich im Garten, der immer finsterer wurde, bis sich plötzlich auf einem Rasenplatz hellbestrahlt das Bild des Schlosses zu Schönbrunn abhob. Es war ein Bau aus Holz und Gips mit bemalter Leinwand bekleidet. Abends wurde hier getanzt. Innen war der Saal mit Gaze bekleidet. Die Gräfin erzählt nun:

Ich befand mich in der Galerie, als Feuer ausbrach; ich verdanke meine Rettung vielleicht einem Vorfalle, über den ich mich kurz zuvor geärgert hatte. Ich hatte eine einfache Robe aus Tüll an, an dem Gürtel desselben hing ein Bouquet von weißem Flieder und war mittels einer Kette, aus kleinen, mit Diamanten besetzten Leiern bestehend, am Gürtel befestigt. Beim Tanzen war die Kette gerissen; die Gräfin Brignole, in deren Obhut ich mich an jenem Abend befand, hatte bemerkt, daß ich mit dem Vicekönig einen Walzer zu tanzen mich anschickte, sie führte mich schnell in die Galerie, um die Kette ganz zu beseitigen. Während sie dies zu thun sich anschickte, bemerkte ich eine leichte Rauchwolke über einem Armleuchter. Mehrere junge Leute standen um uns her, welche ich sogleich darauf aufmerksam machte; einer der Herren sprang auf eine Bank und riß, um der Gefahr zu begegnen, die über dem Leuchter hängende Draperie herab, welche dadurch den Flammen zu nahe kam und, hell aufflackernd, im Nu den getheerten Plafond in Brand steckte. — Es war ein Glück für mich, daß die Gräfin so viel Geistesgegenwart hatte, mich beim Arm zu nehmen und mit mir durch den Saal hindurch der Treppe zuzueilen, diese stürmte sie mit mir im Fluge hinab und kam erst zu Athem, als wir das der Gesandtschaft gegenüber liegende Haus der Frau Regnault erreicht hatten und in Sicherheit waren. Sie wies mich an, von einem Balcon aus zu sehen, was die nächsten Augenblicke bringen würden. Ich wußte kaum, wie mir geschah, und hätte gar zu gern weiter getanzt; schien es mir doch unmöglich, daß eine ernste Gefahr dem Orte drohen könne, an welchem sich der Kaiser Napoleon aufhielt!

Der Brand forderte viele Opfer. Die Frau des Gesandten Oesterreichs Fürst Schwarzenberg und seine Schwägerin waren unter ihnen. Die Zahl der Opfer ist nie bekannt geworden. Napoleon benahm sich bei dem Unglück ziemlich kaltblütig. Er brachte erst die Kaiserin in ihren Wagen und kehrte dann zurück, um „beim Löschen des Feuers behilflich" zu sein.

Die Memoiren der Gräfin reichen nur bis zum Jahre 1820, obgleich sie erst im Jahre 1867 starb. Was sie veranlaßt hat, über die letzten 47 Jahre ihres Lebens, während deren sie noch viel sah und beobachtete, zu schweigen, das sagt sie nicht, aber auch so ist genug des Lesenswerthen in ihren Memoiren enthalten.

*) Memoiren der Gräfin Potocka, Verlag von Schmidt & Günther, Leipzig.

SLUB
Wir führen Wissen.